

Lehrmuseum und Heimerziehung.

Beobachtungen und Gedanken von der deutschen Tagung Heimatmuseum.

Von

Günther Schlesinger,

Direktor der Niederösterreichischen Landessammlungen in Wien.

Der Zweck dieser Zeilen ist leicht erfindlich. Ich halte es für unerläßlich, meinen Amtskollegen in Museen, Archiven und Bibliotheken von dieser wichtigen Tagung, die sich über Berlin, Dresden, Leipzig und Halle (7. bis 14. April 1926) erstreckte und an die ich einen Besuch des Germanischen Museums in Nürnberg schloß, zu berichten. Ich will nicht nur einen Überblick über die Verhandlungen geben, sondern auch sie wie insbesondere die im Rahmen der Tagung und außerhalb dieser von mir besuchten Sammlungen, ihre Schautellungen, ihren Lehrwert und ihr Verhältnis zum Besucher kritisch beleuchten.

An der Tagung, die in Berlin in den Räumen der »Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege« eröffnet wurde, nahmen 107 Personen aus allen Teilen Deutschlands, von Bayern bis zur Wasserkante und vom Rhein bis an die polnische Grenze, teil. Ungefähr 20 Teilnehmer waren leitende und zugeteilte wissenschaftliche Beamte größerer Museen. Der überwiegende Teil der übrigen setzte sich aus Studienräten, Archivaren, Professoren, Mittelschullehrern und Lehrern, aber auch aus anderen Berufen, besonders Beamtenberufen, zusammen; fast alle von ihnen hatten irgendein kleineres »Heimatmuseum« zu betreuen. In nennenswerter Anzahl waren auch Vertreter der Naturschutz- und Denkmalschutzstellen der deutschen Gliedstaaten zugegen.

Zur Einführung gab in einem Vortrag »Das Heimatmuseum, seine Aufgaben und Ziele, Formen und Organisation« Prof. Doktor Lehner, Direktor des Provinzialmuseums in Bonn, einen Überblick

über die Entwicklung der Museen überhaupt. Der Gedanke, Museen zu schaffen, geht zurück bis ins 16. Jahrhundert. Damals ging die Absicht dahin, eine Darstellung des menschlichen Lebens, der Tierwelt, des Gewerbes durch das Museum zu geben. Im großen und ganzen war es ein Plan, der eigentlich viele Ähnlichkeit mit dem Grundgedanken des »Deutschen Museums« in München hatte. Im 17. Jahrhundert drang der Gedanke, solche Sammlungen zu schaffen, bereits aus dem Kreis der fürstlichen Häuser in die mittleren Stände, man nannte diese Sammlungen auch schon Museen und begann zugleich die »Artificialsachen« von den »Naturalien« zu scheiden. Im 19. Jahrhundert wurden die Privatsammlungen der Fürsten auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Damals wurde auch schon der Gedanke des »Heimatmuseums« geboren. Und zwar war es besonders Goethe, der unter dem Eindruck der Verschleppung der Kunstschatze durch Napoleon auf die Notwendigkeit einer Dezentralisation des Kunstbesitzes und damit verbundene Erziehung der Bevölkerung zum Verständnis dieses Besitzes hinwies.

Allerdings geben die nächsten Zeiten diesen Gedanken in der Praxis nicht recht. Die Schätze deutscher Kultur wurden in Museen gesammelt (zum Beispiel Germanisches Museum in Nürnberg), die dem Gedanken der Dezentralisation widersprechen.

Trotzdem wurde das Bedürfnis, die engere Heimat in Natur und Kultur darzustellen, immer mehr fühlbar. Der Vortragende stellte dann als Elementarforderung des Heimatmuseums ein scharf umrissenes Sammel- und Arbeitsprogramm auf und besprach die Haupttypen der Heimatmuseen, die sich in drei große Gruppen teilen lassen. I. Ortsmuseen, II. Territorialmuseen (Kreis-, Provinzial-, Landesmuseen), III. Zentralmuseen.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Ortsmuseen und Territorialmuseen stellte Lehner die Forderung auf, daß jene sich streng auf das für sie in Betracht kommende Territorium beschränken sollen, daß von Massenfunden beispielsweise der größte Teil in ihrem Besitz bleiben könne, dagegen Typen an das übergeordnete Territorialmuseum abgegeben werden sollten und daß singuläre, für die Entwicklung des Landes oder der Provinz wichtige Funde unbedingt dem zuständigen Territorialmuseum zu überlassen sind.

Demgegenüber liegt die Eigenart des Territorialmuseums in der Zusammenfassung alles dessen, was für ein Land kennzeichnend

ist, in der Darstellung und Erforschung des Landes in Natur und Kultur. Vom Zentralmuseum scheidet es das Fehlen jedes Übergriffes in fremdes Gebiet. Die zentralen Museen sollten sogar eine gewisse Unterstützung durch die Territorialmuseen erfahren, während andererseits diese durch Abgabe von Materialien, die für die Darstellung der Entwicklung, Geschichte und Art des Landes wichtig sind, durch die Zentralmuseen gefördert werden sollten.

Die Zentralmuseen sind die letzten wissenschaftlichen Forschungs- und Vergleichsstätten. In ihnen muß aus aller Welt Vergleichsmaterial zusammengetragen werden.

Ich möchte noch dazufügen, daß die Tätigkeit dieser Zentralmuseen viel weniger das Darstellen als eben das Forschen, das wissenschaftliche Moment ist. Die Darstellung wird immer mehr auf den Territorialmuseen liegen müssen und könnte es ganz, wenn alle ihre Aufgabe voll in dieser Richtung erfüllen würden.

Lehner wendete sich dann dem »Heimatismuseum« als solchem zu. Er sieht in der individuellen Entwicklung jedes Museums, in dem Fehlen einer Schablone, in dem Durchdrungensein der Museums-schöpfung von dem Geist und Wesen des Mannes, der das Museum geschaffen hat, ein wesentliches Moment des Anreizes für alle Heimatismuseen. Zur Darstellung von kulturellen Momenten hält er neben den Originalen das Modell vor allem für wichtig. Hinsichtlich der Beschriftung fordert er Kürze und Klarheit, Sicherstellung der Funddaten und keine langen Erläuterungen. Der Führer durch die Schausammlungen soll eine Einführung in die einzelnen Kulturabschnitte oder veranschaulichten naturkundlichen Darlegungen sein. Bei der Abfassung soll insbesondere auf die Lehrerschaft Rücksicht genommen werden. Führungen sollen durch den oder die Museumsbeamten für Lehrer veranstaltet werden, nicht aber für Schulklassen. Das soll der Lehrer selbst tun.

Damit wendete sich Lehner bereits dem Thema »Nutzbar-machung der Museen für die Volksbildung«, die in erster Linie auf dem Wege der Schule erreicht werden könnte, zu. Ich möchte noch hinzufügen, daß Vereinsführungen, insbesondere solche volksbildnerischer Vereinigungen, von größter Bedeutung sind.

Zum Schluß streifte der Vortragende das Thema »Gesetzliche Regelung der Heimatismuseumsfrage«, insbesondere was die Abgrenzung der Interessensphäre anlangt, und meinte, daß die Orts-

museen sich freiwillig gewissermaßen unter die Oberaufsicht der Territorialmuseen stellen sollten.

Der Vortragende faßte seine Forderungen in folgende Punkte zusammen, die besonders bei gesetzlicher Regelung zu berücksichtigen wären:

1. Nachweis über die materielle Grundlage für die Museumsgründung und -erhaltung.

2. Klar umrissenes, den Bedürfnissen unmittelbar entsprechendes Programm für die Aufsammlung, Aufstellung und Nutzbarmachung der Allgemeinheit gegenüber.

3. Angabe bestimmter verantwortlicher Persönlichkeiten.

4. Anerkennung des Kontrollrechtes der Provinzialmuseen und Zusage des Zusammenarbeitens mit diesen.

5. Im Falle der Auflösung Verfall der Sammlungen an das Provinzialmuseum.

✱

Ich hatte Gelegenheit, als erster in der Diskussion das Wort zu ergreifen, für die Begrüßung zu danken und zu betonen, daß uns Österreichern viel daran liege, an kulturellen Tagungen des Deutschen Reiches teilzunehmen und auf diesem Wege den kulturellen Anschluß zu erreichen, solange uns der politische verwehrt ist. Zugleich legte ich die Art der Aufmachung des Niederösterreichischen Landesmuseums unter Max Vancsas und meiner Leitung an Hand von etlichen Beispielen dar: seine Abstellung auf Fragenkomplexe und Teilfragen, die Beschriftungsart, die Verwendung von Legenden und Bildern, die Art der Abfassung des Führers durch die Schausammlungen und die Rücksichtnahme auf den ästhetischen Gesamteindruck bei Erstellung des Einrichtungsplanes. Ferner schilderte ich die Verwendung des Museums als heimatkundliches Unterrichtsinstitut, unser Verhältnis zu den großen Wiener Zentralmuseen und die Tatsache der Förderung einiger von ihnen durch uns.

Schließlich wies ich zu den im Laufe der ziemlich lebhaften Wechselrede aufgeworfenen Fragen über Schulsammlungen, Kunstausstellungen und heimatkundliches Schrifttum auf unsere Lösungsversuche im Landesmuseum hin: Zentralisierung des Lehrmittelwesens durch Schaffung der Lehrmittelstelle, Veranstaltung von wechselnden Ausstellungen auf topographischer Grundlage, oft aber

1907
wurde
in unse
wehrt

mit anerkannten Künstlern und Voranstellung des heimatkundlichen Schrifttums in der naturkundlichen Abteilung.

Die Wechselrede drehte sich im übrigen hauptsächlich um die Herstellung des Einvernehmens zwischen den Heimatmuseen (Ortsmuseen) und den Territorialmuseen und um die Unterstützung, die die größeren Museen den kleineren angedeihen lassen könnten. Diese Unterstützung würde besonders die Herstellung von Modellen, Konservierung von Objekten u. dgl. betreffen. Besonders lebhaft wurde auch die Frage der Beseitigung der unfruchtbaren Konkurrenz zwischen den einzelnen Museen besprochen und diesem leider nur zu oft geübten Bestreben der Wunsch gegenübergestellt, daß sich die Museen gegenseitig unterstützen und fördern mögen. Vielfach ist diese Forderung allerdings eine Personenfrage. Es kommt sehr viel darauf an, ob Leiter von Territorialmuseen die rechte Form finden, kleine Ortsmuseen zu behandeln, sie vor allem nicht zu übervorteilen, wie dies leider oft — wie ich glaube, nicht nur in Deutschland — geschehen ist.

Die Wechselrede brachte eine Fülle von Anregungen zur Frage der volksbildnerischen Sendung der Heimatmuseen, des heimatkundlichen Schrifttums, der Verwendung von Stereoskopaufnahmen, der Zentralisierung insbesondere der prähistorischen Fundangaben u. dgl. m.

Der Nachmittag des gleichen Tages führte die Teilnehmer in das Museum der Geologischen Landesanstalt in Berlin, dessen im Werden begriffene Neuaufstellung der Sammlungen besichtigt wurde. Die Sammlung will die Entstehung, Verbreitung und volkswirtschaftliche Verwertung der Produkte des Bodens zur allgemein verständlichen Anschauung bringen.

Das vorhandene Material ist sehr umfangreich, eine ziemliche Anzahl von sehr brauchbaren und vielfach sehr instruktiven Objekten, Verbreitungskarten, Tafelmaterialien ist hier geschaffen. Die Art der Aufmachung ist aber geradezu das Gegenteil dessen, was der moderne Musealist wünschen muß. Für die Darstellung ist ein einzelner großer Saal mit einer Art ihn umfassenden Arkaden der gegebene Raum. Eine geschmackvoll und ästhetisch mögliche Aufstellung schreit geradezu nach einer möglichst ruhigen Gestaltung des Raumes in dem Sinne, daß die Arkaden durch Scherwände in einfachste Kojen geteilt und der Unterbringung der Aufstellung gewidmet werden, daß ferner der große Mittelraum des

Saales durch eine Dominante oder eine Kombination von Gruppen zu einer solchen gemeinsam wirkenden Dominante beherrschend ausgestaltet würde. Statt dessen ist dieser Mittelraum durch zahlreiche ganz verschiedenartige Darstellungen zerrissen, die errichteten Scherwände sind in der Höhenlinie unruhig. Dazu ist alles in einer Weise ausgemalt, die durch ihre spielerische Unruhe den Eindruck in der ungünstigsten Weise stört und die Objekte nicht zur Geltung kommen läßt. Die ausgestellten Handstücke wechseln an Größe und Art der Aufstellung, wodurch der ästhetisch unangenehme Eindruck vergrößert wird. Die Beschriftung ist vielfach uneinheitlich in Art und Größe, stellenweise unmittelbar auf den Vitrinen angebracht. Eine Überfülle von Profilen, Karten, überhaupt von Papier erdrückt meistens die Objekte, die einzelnen Fragen sind viel zu wenig plastisch herausgearbeitet. Die an vielen Stellen und viel zu reichlich eingeschalteten Bilder (Öl und Aquarell) verraten zum überwiegenden Teil ganz unkünstlerische Hände.

Man bedauert, daß dieses an sich schöne und zum Großteil durchdachte Material unter derart wenig Geschmack verratenden Händen zur Gesamtdarstellung geformt wurde. Die Museumsschöpfung, wie sie sich heute darstellt, ist der Ausdruck eines rein rationalistischen und intellektualistischen, jeden Stilgefühls baren und dadurch unpädagogischen Versuchs einer musealen Volksbildungsarbeit.

An die Besichtigung schloß sich ein Vortrag von Prof. Doktor Solger, Berlin, über »Geologische Heimatsammlungen«. Die Grundsätze, die Solger ausspricht (Fernhalten des Heimatmuseums von der Sammlung von Seltenheiten, Erklärung des Alltäglichen, Wahrung der Beziehungen des Heimatmuseums zum bodenständigen Menschen und zum Schaffen dieses Menschen) sind zweifellos allgemein gültig. Die Art, wie er sich die Verwirklichung dieser Ziele denkt, erscheint mir dagegen wieder viel zu konstruktiv und intellektualistisch. Er meint, daß der Laie immer die Frage nach den letzten und höchsten Dingen stellt und daß man diesem Fragen Willen geben müsse. In dieser Auffassung oder Überzeugung scheint mir ein pädagogischer Grundfehler zu liegen, der sich leider vielfach auch in unsere Volksbildungsarbeit eingeschlichen hat und der unmittelbare Weg zur Halbbildung ist, der bösesten Folgeerscheinung unserer ohnedies auf Oberflächlichkeit eingestellten Zeit.

Die Antworten, die wir auf dieses Fragen geben, dürfen gerade nicht unmittelbar erfolgen. Die ganze Darstellung in der mu-

sealen Volksbildungsarbeit muß darauf aus sein, in der Richtung der Beantwortung dieser Fragen zu weisen und dabei die Schwierigkeiten ihrer Beantwortung aufzuzeigen. Dadurch wird der auch dem einfachsten Menschen innewohnende Trieb, zu forschen und zu schaffen, angeregt.

Auch mit dem Weg, den er vorschlägt, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er meint, man müsse vom Bild, der Arbeit und der Geschichte ausgehen: ins Geologische übersetzt von der Landschaft, von den schaffenden Kräften und dem geologischen Werden.

Sein Versuch gipfelt in einer Reihe von Blockdiagrammen. Rücklaufend von der Jetztzeit, die am umfänglichsten dargestellt erscheint, gelangt er in einer perspektivisch gekennzeichneten und nach hinten immer kleiner, beziehungsweise schmaler werdenden oft geknickten Linie bis in die Urzeit der Erde. Das erste Blockdiagramm enthält zugleich die Formen der Arbeit der bodenständigen Bevölkerung, industrielle Entwicklung, Bodenbau u. dgl.

Jedenfalls ist die Art der Auffassung, so sehr sie auch schablonisiert und überorganisiert ist, ein Zug, der dem Norddeutschen und besonders dem Preußen stark eigen zu sein scheint, außerordentlich originell und birgt in sich gewisse Belebungs Momente der musealen Möglichkeiten. Leider scheint sich Solger noch nicht zu der Klarheit durchgearbeitet zu haben, die notwendig ist, um das Ganze allgemein verwendbar zu machen. Vor allem aber wäre es nötig, daß er sich in womöglich süddeutschen Kollegen das entsprechende Gegengewicht sucht, das ihm die seiner Arbeit so außerordentlich notwendigen Hemmungen bringt. Andernfalls dürfte auch diese Idee als zu intellektualistisch, konstruktiv und zum Teil auch zu gewalttätig kaum Eingang im überwiegenden Teil der deutschen Volkseele finden.

Darauf hielt Dr. Lindner, Geschäftsführer des deutschen Bundes Heimatschutz in Berlin, einen Vortrag über die »Werkstätigkeit bodenständiger Art und ihre Veranschaulichung im Heimatmuseum«. Er begann mit einem gegenständlichen Beispiel und zeichnete die Entwicklung des Hausbaues von der einfachsten Holzhauerhütte, die ja der Hütte über der Wohngrube ziemlich ähnlich ist, bis zur Scheidung in Wohnraum, Stall und Schuppen. Dann skizzierte er die üble Zeit der Stillosigkeit, während welcher durch Arbeiten mit Wellblech, Dachpappe u. dgl. der bodenständige Hausbau unorganisch

verhäßlicht wurde. In der letzten Zeit aber wurden die Siedlerhäuser nach dem Krieg, die vielfach unbeeinflusst sind von dieser »Maurermeisterform«, in der guten Art gebaut, die vor der Verschimpfung und Stilverlotterung gang und gäbe war. Daraus ersehen wir, daß die Fähigkeit zum Stilfinden unserem Volke noch innewohnt. Er meint, daß durch derartige Zusammenstellungen im Heimatmuseum dieses Stilgefühl gefördert und gekräftigt werden müsse. Das Gleiche gelte auch von der Belebung alter handwerklicher Traditionen, nicht zu einem Scheindasein, sondern in das Reich des industriellen Schaffens hinüber. Wo an Stelle eines alten Kupferhammerwerkes im Laufe der Zeit eine industrielle Anlage gleicher Art getreten sei, dort seien meist auch die krassen Stürze vom stilgerechten Handwerk in das stillose, weil intellektuell-materialistisch eingestellte industrielle Schaffen ausgeblieben. Er würde nicht zurückschrecken davor, in einem Orte, der ein großes Stickstoffwerk hat, das im Vergangenen nicht seinesgleichen habe, im Museum dieses Werk in Beziehung zu bringen mit der alten Form der Stalldüngung. Dabei ließen sich sehr schön die Veränderungen in den Bedürfnissen des Hausbaues (Fehlen eines Stalles) zeigen.

Die Werkstätigkeit müsse im Heimatmuseum seiner Ansicht nach viel mehr Berücksichtigung finden als bisher. Sie zeige sich

1. in der Siedlung (Stadtanlage, Dorfanlage), 2. im Haus (Verschiedenheit von Bürger- und Bauernhaus), 3. im Hausrat aller Art, 4. in der Produktion verschiedenster Art für alle möglichen Zwecke.

Alle diese Dinge sollten eigentlich in einem zentralen Heimatmuseum durchgearbeitet werden und von hier über die Territorialmuseen bis zu den Ortsmuseen durchdringen. Die Anordnung müßte so sein, daß natürlich im Ortsmuseum nur ein ganz flüchtiger, einer Wanderausstellung ähnlicher Überblick über das ganze Gebiet geschaffen wird und auf diejenige Bauform, zum Beispiel fränkische, durch ein Zeichen hingewiesen sei, die für diese Gegend kennzeichnend ist. Diese Bauform müßte aber dann auch eingehend dargestellt sein. Dadurch werde man die Beziehungen zur Bevölkerung finden und die Museen mit den Einheimischen füllen. In Gelsenkirchen kenne er ein solches Heimatmuseum, in das tatsächlich die Arbeiter und ihre Frauen in Mengen hineingingen.

Ich habe absichtlich die Ausführungen Dr. Lindners eingehend mitgeteilt, weil sie eine große und moderne Perspek-

tive nicht nur für das Heimatmuseum, sondern für das ganze Musealwesen eröffnen. Eine derartige museale Organisation würde die schärfste Abkehr von der alten Richtung des Zusammensammelns und des Raritätenkabinetts zum modernen Kulturinstitut sein und verdiente in ernstester Erwägung und Wechselrede gestellt zu werden.

Der Vormittag des folgenden Tages war der »botanischen Abteilung im Heimatmuseum« gewidmet. Ich mußte diese mir weniger bedeutungsvolle Sache opfern, um dem Berliner Zoo und besonders dem Aquarium wieder einige Stunden widmen zu können. Ich möchte dabei besonders auf die geradezu ausgezeichnete Wirkung des Aquariums, das unter der vorzüglichen Leitung Doktor Heinroths steht, auf das pädagogische Leben hinweisen. In der Zeit des biologischen Unterrichtes, der Betrachtung des Tieres von seiner Umwelt und seinen Lebensverrichtungen her, empfinden wir in Wien das Fehlen eines derartigen Institutes als ganz außerordentliche Lücke. Hier ist es möglich, nicht nur die heimischen, sondern alle wesentlichen und interessanten ausländischen Fische, Amphibien und Reptilien im Leben zu beobachten, ihre Bewegung, ihre Ernährungsart kennen zu lernen. Wie eindrucksvoll ist zum Beispiel das Nebeneinandersehen von ein und demselben Lurchfisch im Wasser und in der im Schlamm eingekapselten (lungenatmenden) Form, wie instruktiv ein Blick in das Leben der Korallriffische, der Rochen, der Schollen, in die vielen Insektarien u. dgl.

Man sollte sich einmal ernstlich mit dem Gedanken beschäftigen, in Wien derartiges zu schaffen.

Am Nachmittag hielt in Vertretung des Direktors des Zoologischen Museums in Berlin, Prof. Dr. Zimmer, dessen Assistent Dr. Rensch einen Vortrag unter dem Titel »Einführung in die zoologische Musealtechnik«.

Der Vortrag beschäftigte sich mit praktischen Fragen. Er betonte die Notwendigkeit der genauesten Etikettierung, die Darstellung der Arten in typischen Exemplaren, die möglichst naturgemäße Präparation, insbesondere von Vögeln in ruhiger Stellung. Seine Forderungen sind: keine Bewegungsstellungen, Abstand zwischen Basal Brett und Objekt durch einen längeren Ast vergrößern, wodurch die Wirkung natürlicher wird, tunlichst wenig Anatomie, die nur verwirrt. Einzelne Fragen lassen sich oft in Tableauform darstellen, zum Beispiel: geographische Rassen einzelner Vögel, Farbformen der Schnecken, Darstellungen der Vererbungslehre, Schäd-

linge unter den Insekten. Zur Anregung der Besucher empfiehlt er Biologien, und zwar besonders Kleinbiologien von Insekten.

Die Besichtigung der Sammlung gab in vielen Einzelfragen Ergänzungen.

Vor allem fielen die schönen Kleinbiologien auf. Sie werden nach Photos im Originalmaterial angefertigt. Die Pflanzen werden nach besonderen Verfahren präpariert und sehen tatsächlich wie lebendig aus. Solche Biologien sind zum Beispiel Ameisenlöwe, Einscharren von Vögeln durch Totengräber, Heuschrecken mit Gelege, »Kuckuckspeichel«, Gottesanbeterin, Feuerwanze, ein moderner Holzstock mit seinen Bewohnern, Ameisenhaufen, Maikäferentwicklung, Insektenversammlung auf Blüten u. a. m.

Amphibien und Reptilien werden in naturgetreu bemalten Abgüssen vom frischgetöteten und gehärteten Tier aufgestellt. Sie schrumpfen daher nicht.

Die Schausammlung dieses Museums hat eine Reihe von Einzelheiten, die sehr beachtenswert sind. Leider ist auch hier wieder, wie überhaupt oft in Berlin, das Moment des Ästhetischen stark vernachlässigt.

Darauf hielt Theda Behme, Goslar, ihren Vortrag über »Wesen und Wert der alten Möbel im Heimatmuseum«, mit überaus zahlreichen Lichtbildern, einer ziemlich souveränen Überbetonung des Empire und Biedermeierstiles und eigentlich abfälligen Kritisierung der Barocke und des Rokokos. Auch die Gotik und Renaissance wurden nur sehr cursorisch behandelt.

Der folgende Tag führte die Teilnehmer in das »Märkische Museum«, und zwar insbesondere in die prähistorische Abteilung, deren Direktor, Dr. Kiekebusch, hier führte und im Anschluß an die Führung über »Einrichtung und Aufgabe der vorgeschichtlichen Sammlungen« sprach.

Vor allem sei hier festgehalten, daß der Bau des »Märkischen Museums«, der in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts zurückgeht, eine gotische Ritterburg, vielleicht auch ein Zwischending zwischen Ritterburg und Kirche nachahmt. Er ist eines der besten Beispiele, wie man ein Museumsgebäude nicht machen soll. Nach außen spielerisch, nach innen finster, ungeeignet für Sammlungen, mit erdrückenden Gewölben und Spitzbögen, die wahrlich nicht die erhabenen Maßwerke der echten Gotik tragen, hinterlassen die Räume wie das Äußere durchaus keinen günstigen Eindruck.

Die Sammlungen sind außerordentlich reichhaltig, insbesondere fallen die geschlossenen Reihen von Kulturtypen auf. Die Anordnung der Sammlung ist chronologisch und gut ausgewählt; vielleicht könnte die Menge der Typen im volksbildnerischen Interesse noch mehr vermindert sein. Auf die ästhetische Gestaltung ist auch hier nicht allzuviel Rücksicht genommen.

Bewundernswert dagegen ist die Organisation des ganzen prähistorischen Funddienstes. Genau so chronologisch geordnet, wie die Schausammlung, ist auch eine wissenschaftliche Ladensammlung eingerichtet, so daß die Mitarbeiter Kiekebuschs wie alle wissenschaftlichen Bearbeiter überhaupt imstande sind, sich sofort über eine Frage zu orientieren. Die Studiensammlung umfaßt gedrängt zwei große Säle und ist mindestens viermal so groß wie die Schausammlung. Kiekebusch ist ein Vertreter der Richtung, die die möglichste Konzentration der Objekte an einem Ort aus wissenschaftlichen Gründen vertritt.

In Verbindung mit der prähistorischen Sammlung unterhält Kiekebusch ein prähistorisches Seminar, an dem Lehrer, aber auch andere Berufe sich oft sieben bis neun Jahre in die Prähistorie einarbeiten, mit ihm Ausgrabungen vornehmen und vielfach seine Arbeit unterstützen. Er veranstaltet Wanderausstellungen und dringt mit seiner Organisation bis tief in das Volk hinein.

Es ist geradezu bewundernswert, mit welcher Energie sich hier ein Organisationstalent uneigennützig und unbekümmert darum, ob die Leute es wollen oder nicht, in seiner Einwirkung auf die Masse durchsetzt, zum Nutzen der prähistorischen Forschung und Lehre.

Die Führung durch die naturwissenschaftliche Abteilung entfiel. Ich versäumte es aber nicht, sie einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. In ihr sind eine Reihe von sehr guten musealen Lösungen enthalten. Die Darstellung der Tierwelt hält sich an biologische Zusammenfassungen, zum Beispiel die Vögel des Waldes, des Feldes, im Wasser; verschiedene Einzelfragen aus dem Gebiete der Zoologie und auch der Botanik sind behandelt. Die erdgeschichtliche Entwicklung der Mark Brandenburg ist allerdings nicht mit der nötigen Beschränkung in der Darstellung durchgeführt, die eine volksbildnerisch auswertbare Sammlung üben soll.

Wohl zu einem der stärksten Erlebnisse der ganzen Tagung gehörte die Besichtigung und der Vortrag über das Landesmuseum

für sächsische Volkskunst in Dresden und seine Wirksamkeit«. Die Einführung und die nötigen Aufschlüsse gab der Schöpfer dieser einzigartigen und so ganz aus dem sächsischen Volkstum heraus geborenen Sammlung, Hofrat Prof. Dr. Seyffert.

Die Sammlung kam, wie Seyffert sagte, nicht aus Sammelgier zustande, sondern aus der Praxis, aus dem Bedürfnis, das heimische Handwerk zu fördern und ihm Grundlage zu geben. Das Museum ist der tatsächliche Mittelpunkt volkskünstlerischer Bestrebungen in ganz Sachsen.

Seyffert pflegt bei seiner Arbeit folgende Übung. Wenn irgendwo in einer Stadt eine Ausstellung, zum Beispiel über Töpferei, ist, läßt er Töpfe ausstellen; was bodenständig geschaffen wird, kritisiert er nicht, sondern er kauft, wenn Gutes vorhanden ist, um etwa 1000 Mark ein. Um diese Ankäufe wieder wirtschaftlich zu verwerten, hat der sächsische Bund »Heimatschutz« ein Geschäft, besucht die Volksfeste und bringt alles wieder ins Volk. Die sächsischen Vereine wenden sich an ihn um gute Gegenstände. Dadurch hat er und mit ihm das Museum ungeheueren Einfluß gewonnen, das Museum wurde enorm volkstümlich gemacht.

Die Bevölkerung von ganz Sachsen kommt in das Museum, in dem sie die Vorbilder für ihre handwerkliche Arbeit findet. Neben vielen anderen wurde die Spielzeugindustrie in gleicher Weise belebt. Der Verein hat sein eigenes Kasperl- und Schattentheater, mit dem er herumreist und gute Spielzeugkunst anregt. Das Volk lebt mit dem Museum und feiert Feste, insbesondere Ostern, Pfingsten, Weihnachten, in seinen Räumen.

Besonders lebendig ist es zur Weihnachtszeit. Seyffert stellt da 25 bis 30 Bäume in das Museum, die von Dresdener Familien geschmückt werden. Und zwar jeder in der eigenen angestammten Art. Da gibt es Erzgebirgsbäume, Lausitzer Schmuckart und dergleichen. Zu dieser Zeit kommen sich die Sachsen aus allen Gesellschaftskreisen nahe. Das Museum veranstaltet auch Wettbewerbe, um die Geschmackbildung zu beeinflussen. So zum Beispiel für die besten »Weihnachtsspinnen« (Weihnachtsleuchter, die in Sachsen sehr verbreitet sind), Figuren, Töpferwaren, Spielsachen. Allerdings wird nicht prämiert, sondern besprochen und verkauft.

In Leipzig besteht ein »Wirtschaftsbund sächsischer Volkskunst«, der auf der Messe seine Erzeugnisse unterbringt. Seyffert sieht seine Aufgabe darin, die Volkskunde und Volkskunst lebendig

zu machen dadurch, daß er den Leuten Wege weist, wie sie in unserer für sie schlechten Zeit praktisch gedeihen kann.

Die Schaustellung des Museums, die im Gegensatz zu den Berliner Museen von einem erlesenen Geschmack auch in der architektonischen Umgestaltung der Räume des Gebäudes und Anpassung an den Zweck zeugt, ist wie das ganze Museum durchaus eigenartig. Die Räume bilden Einheiten und enthalten doch eine außerordentliche Vielheit, wenngleich immer einen geschlossenen Fragenkomplex: entweder Gesamteinrichtung oder Keramiken oder Spielzeug oder Volkstrachten und dergleichen. Die Beschriftung ist ganz kurz, Legenden fehlen so ziemlich, ja die ganze Beschriftung ist in den Hintergrund gedrängt. Der Zweck des Museums ist eben nicht der einer Lehranstalt, sondern der eines Institutes zur Anregung und unmittelbaren Belebung aus dem handwerklichen Kunstschaffen einer geschlossenen Folge von vergangenen Jahren und Jahrhunderten.

Mitten drinnen steht beispielsweise eine Bürgerstube, wie sie vor der Zeit des Stilverfalles gang und gebe war. Nichts Stilreines, aber eine glückliche und rücksichtsvolle Kombination und Einfügung von Möbeln verschiedener Stilart unter Vorwalten von Biedermeiergegenständen. Immer sind es Stilformen, die uns hier begegnen, wie die ganze Stube den Eindruck der inneren Geschlossenheit ihrer Bewohner, Wohnkultur im besten Sinne verrät. Ein Musterbeispiel für unsere wirtschaftlich arme Zeit, tausendmal besser als jede kitschige scheinbare »Industriestilreinheit«.

Es war ein Vergnügen, diese Schöpfung zusammen mit ihrem Schöpfer erleben zu können. Das ist nicht tote Wissenschaft, sondern pulsierendes Leben, dem man den Herzschlag eines eigenartigen und betonten Volksstammes anmerkt. Ich bin weit davon entfernt, mit dieser Charakteristik alles gut zu heißen. Im Gegenteil! Es ist mir manches dort wider den Strich gegangen. Diese Bedenken verschwinden aber unter dem Eindruck des Geschlossenen, des sich mit allen Tugenden und Fehlern Bejahenden, nicht aus einer Überhebung heraus, sondern aus dem Kraftgefühl der abgrundtiefen Verankerung in den Jahrhunderte zurückliegenden Wurzeln dieses Volksstammes.

Auf solcher Grundlage können wir Deutsche zur Einigung kommen, denn diese Art Menschen werden auch die Fehler ihrer

Eigenart einsehen und im gemeinsamen Interesse zurückzustellen wenigstens versuchen.

Die Mittagszeit dieses Tages benützte ich, um Dresden als Stadt und insbesondere seine Galerien zu besichtigen. Auch hier eine durchaus hohe Stufe der Aufmachung. Geschmackvoll bei geradezu außerordentlich wertvollen und herrlichen Beständen. Die Art der überaus eindrucksvollen Aufstellung der »Sixtinischen Madonna« oder der »schlafenden Venus« trägt viel zu der überwältigenden Wirkung dieser Bilder bei.

Am Nachmittag hielt Prof. Dr. Lauffer, Direktor des Museums für hamburgische Geschichte in Hamburg, einen Vortrag über »Aufgaben und Arbeitsweise kulturgeschichtlicher Sammlungen«. Er betonte, daß jedes Museum eine persönliche Lösung ist und sein soll und daß seine Mitteilungen eben nur als Ausdruck seiner Lösung aufzufassen sind. Lauffer verlangte Anpassung an den Raum: wenn wenig vorhanden, müsse man eben weniger zur Darstellung bringen. Ferner gliedert er jedes Museum in zwei wesensverschiedene Dinge, das Naturgegebene und das Menschengeschaffene, und unterscheidet dementsprechend scharf eine naturwissenschaftliche und eine kulturwissenschaftliche Abteilung. Für die Aufstellungsart kommen drei Einteilungsgründe in Betracht. Das Material, die Form und der Gebrauchszweck. Er hat sich für das letzte Moment als Einteilungsgrund entschieden und meint, daß diese Einteilung klare Linien schaffe. Allerdings wurde ihm vielfach »Zweckologie« vorgeworfen. Lauffer ist der Ansicht, man müsse Entwicklungsreihen in allen Gebieten durchlaufen, zum Beispiel die Geschichte der Waffen von der frühesten Zeit bis heute, der Hausaltertümer und dergleichen.

Statt zeitlicher Querschnitte müsse die kulturgeschichtliche Sammlung gegenstandsgeschichtliche Längsschnitte bringen. Sonst nähere man sich zu sehr den stilgeschichtlichen Abteilungen der Kunstgewerbemuseen. Das Publikum sei nicht imstande, sich in einem Querschnitt, sagen wir durch das 16. Jahrhundert, zurechtzufinden.

Bezüglich der Sammeltätigkeit steht er auf dem Standpunkt, in erster Linie Originale zu sammeln und nur wo es notwendig ist, Nachbildungen zu bringen. Das Modell hält er für besser als das große Original, weil es übersichtlicher ist.

Im Rahmen seiner Aufstellung ist ihm die Verschiedenheit des Materials gleichgültig. Um das Zunftwesen herum gruppieren sich

alle möglichen Dinge. Er stehe nicht an, sie ohne weiteres in einem Saale zu vereinen. Dagegen hätte zum Beispiel das Geldwesen mit dem Medaillenwesen gar nichts zu tun, obwohl beide das gleiche Material verwenden und eine gewisse äußere Ähnlichkeit zeigen.

Das Gefährlichste seien die persönlichen Erinnerungen. Sie nehmen oft ungebührlich viel Raum weg mit Dingen, die im Grunde genommen gar nichts bedeuten. Solchen Dingen kann man viel besser durch temporäre Ausstellungen entgegenkommen.

Ich mache dabei aufmerksam auf die wertvollen Gedanken insbesondere für kleinere Heimatmuseen. Sie sind in der Lage, auf verhältnismäßig kleinem Raume geschlossene Fragen zu bieten, die das Publikum zu fesseln imstande sind und ihm auch etwas geben können.

Die anschließende Führung durch das Stadtmuseum von Dresden, das Lauffer kritisch beleuchtete, zeigte ein Gegenbeispiel zu seinen Ausführungen. Es ist der Typus einer jener Sammlungen, die trotz ihrer Reichhaltigkeit an wertvollen Objekten dem Besucher nahezu nichts bieten. Die Aufstellung ist vollkommen veraltet und zeigt im Grunde genommen den Typus eines »Raritätenkabinetts«.

Sonntag den 11. April sprach Prof. Dr. Lehmann, der Direktor des Altonaer Museums, über »Das Heimatmuseum im Dienste landeskundlicher Forschung« und zeigte an einer großen Zahl von Bildern die Lösungsversuche in dem rühmlichst bekannten Museum in Altona. Er stellte an die Spitze seiner Ausführungen den sehr bedeutsamen Satz: »Lebendige Wirkung erzielt man im Museum nur durch ernsthafte Arbeit an und mit den Besuchern.«

Das Heranziehen einer möglichst großen Zahl von Besuchern muß daher eine wesentliche Aufgabe jedes Museums sein. Die Grundzüge eines solchen seien andere für eine Hauptstadt, für eine Handelsstadt, für eine Kleinstadt oder ein Dorf.

Für ihn ist der Ausgangspunkt die Landeskunde, die Bodenkunde, worunter er allerdings nicht diesen Wissenszweig in seiner besonderen Einstellung, sondern einschließlich der geologischen Entwicklung, soweit sie für das Gebiet kennzeichnend ist, versteht.

Seine Darstellungen benützen eine Kombination von Objekt mit Bild und Beschriftung. Dies wird zu einer Einheit zusammengefaßt. Profile gibt er in natura, und zwar nicht nach dem Muster einer sogenannten »geologischen Wand«, in verkleinertem Maßstab mit Originalgesteinen, sondern in natürlicher Größe. Das ist außer-

ordentlich zu begrüßen, denn der verkleinerte Maßstab mit natürlichem Material ergibt, da die Körnung der Gesteine selbstverständlich nicht verkleinert werden kann, ein ganz falsches Vorstellungsbild.

Die Anordnung ist derart, daß in der Vitrine die Gesteinstufen liegen, darüber in der Mitte das Originalprofil und links und rechts davon Bilder der Plätze, von wo es genommen ist, Kartenmaterial und Legenden.

Ebenso behandelt er auch in das Historische hereinwirkende Dinge. So zum Beispiel zwei Bohlenwege durch ein Torfmoor, der tiefere etwa 1000 Jahre (nach den Werkzeugen) älter als der höhere. Der erstere vom Moor in einer mächtigen Schicht überwachsen. Dabei fehlen die entsprechenden Erläuterungen nicht.

Weniger glücklich sind die etwas starke Bewegung aufweisenden Zusammenstellungen von Stopfpräparaten, zum Beispiel »Reiher von einem Jagdfalken geschlagen« und dergleichen.

Die Frage des Bauernhauses behandelt er eingehend mit Modellen, die zunächst den verschiedenartigen Hausbau veranschaulichen, dann mit Interieurs der Häuser, Karten der Verbreitung der verschiedenen Haustypen, Modellen und Lichtbildern über die Flureinteilung der einzelnen Stämme und ähnliches. Dabei ist die Verwendung von Fliegeraufnahmen, die diesbezüglich vorzügliche Übersichtsbilder geben, hervorzuheben.

Es ist sehr zu bedauern, daß Prof. Lehmann seine musealen Lösungen nicht an Ort und Stelle zu zeigen imstande war. Sein Vortrag hinterließ den Eindruck, daß er in ganz besonderer und origineller Form seine Lösung in der Frage Heimatmuseum gefunden hat.

Die Mittagszeit benützte ich wieder, um Dinge anzusehen, die nicht im Programm der Tagung waren. Vor allem das Mineralogisch-geologische Museum in Dresden, das Prof. Dr. Wanderer eben neu aufstellt.

Es ist didaktisch die beste Museumsschöpfung, die ich während der ganzen Reise kennengelernt habe. Ich bedaure lebhaft, daß die Tagung »Heimatmuseum« als solche ihre Teilnehmer nicht hingeführt hatte.

Wanderer hatte schon einmal versucht, die alte Sammlung nach der Übernahme durch ihn entsprechend zu ergänzen und zu modernisieren. Die noch unfertigen Säle geben einen Einblick in

diesen Versuch, der ihn einige Jahre der Arbeit kostete und vollständig mißlang. Das ist ganz selbstverständlich. Eine Schausammlung ist eine Publikation und die kann man, wenn sich die Grundlagen der musealen Volksbildung so ganz geändert haben, nicht durch eine Art »Neubelederung« verbessern. Wanderer hat dies erkannt und daraus auch die Konsequenzen gezogen. Er ist darangegangen, von Grund auf neu aufzustellen und hat bisher etwa fünf Säle fertig. Es wäre zu begrüßen, wenn man diese Entschlußkraft auch in anderen Museen aufbrächte.

Was er nunmehr geschaffen hat, ist erstklassig.

Der nicht gerade glückliche Raum wurde durch besondere Stellung der Glasschränke in Unterteilungen gebracht, die Fragenkomplexe behandeln. Die Vitrinenfarbe wurde vollständig geändert (er wählte Schwarz) und wurde mit den Beschriftungen und Legenden sowie mit den Unterlagen der bildlichen Darstellung ästhetisch sorgsamst abgestimmt. Man gewinnt den Eindruck, daß dieses Museum durch und durch aus einem Guß ist. Die einzelnen Vitrinen geben, wie bei uns im Landesmuseum, das ungeheuer viel gemeinsame Züge mit dieser Sammlung hat, Teilfragen, deren Lösungen in einzelnen Punkten über die Versuche im Landesmuseum sogar hinausgehen, in anderen allerdings hinter ihnen zurückbleiben.

Ich kann natürlich nicht auf alles eingehen, möchte aber doch einige Beispiele skizzieren aus dem vielleicht bisher besten und am meisten durchdachten Teil, der Darstellung der Eiszeit.

In das Verständnis des Diluviums führt eine Tabelle ein, ähnlich der Tabelle der erdgeschichtlichen Entwicklung Niederösterreichs im Landesmuseum, doch nicht in Schrift, sondern zum überwiegenden Teil im Bild dargestellt. Die einzelnen Unterteilungen sind: Gliederung und Bezeichnung der Eiszeit a) in Norddeutschland, b) in den Alpen, Gesteinsablagerungen, Landschaftsformen und Klima im eisfreien Gelände, die wichtigsten Säugetierformen der Eis- und Zwischeneiszeit, diluviale Menschenrassen, Kulturstufen. Diese Unterteilungen in der Horizontalen werden geschnitten von ebensolchen in der Vertikalen, denen das allerdings schon sehr stark erschütterte System von Penk-Brückner zugrunde gelegt ist. In den so entstehenden Flächen ist alles durch Bilder, die das Typische festhalten, ausgedrückt.

An diese Tabelle schließen nun die Glasschränke mit näheren Erläuterungen in Material, Legende und Zeichnung. Ich nenne einige

von den behandelten Fragen. Die »Unpaarhufer und Paarhufer der Eiszeit«, die »Menschenrassen und Raubtiere der Eiszeit«, »Wirbellose und Wirbeltiere der Eiszeit«. Bei allen diesen Darstellungen fällt die sorgsame Durcharbeitung auf. Die letztgenannte Frage zum Beispiel zeigt, sehr geschmackvoll auf schwarzen Brettchen montiert, verschiedene Schneckenreste der Eiszeit, darunter Legende und Bild der jetzt nächstverwandten, oder Reste des Pfeifhasen, darunter alles Wesentliche in einer Legende und wieder darunter ein kleines Bild des lebenden Pfeifhasen usw.

Die Darstellung des Mammuts ist ähnlich wie bei uns im Landesmuseum durchgeführt. Reste aller Teile in allen Ansichten, insbesondere die Wirksamkeit und das Herausrücken der Backenzähne in die Kaustellung.

In der Gesamtdarstellung, die natürlich eine Summe von erwähnenswerten Einzelheiten enthält, fiel mir auch eine geologische Karte von Sachsen im Relief mit den Höhenschichten auf; ebenfalls ein sehr glücklicher und sehr einprägsamer Gedanke.

Man hat den Eindruck, wenn man das Museum auch nach kurzem Besuche verläßt, daß man spielend um wesentliche Kenntnisse bereichert worden ist. Und das ist das Wichtigste. Nur dadurch hält es der Besucher dauernd für wertvoll, ein Museum, und zwar nicht nur einmal aus Sensationslust, sondern oft und oft zu besuchen.

Das »Heimatkundliche Schulmuseum des Dresdner Lehrervereins«, das am Nachmittag besucht wurde, enthält hin und wieder ganz gute und brauchbare Gedanken, geht aber im großen und ganzen für ein Schulmuseum viel zu sehr ins einzelne, arbeitet die Fragen zu wenig lapidar und daher pädagogisch eigentlich mäßig aus. Eine einzige Sache, eine Frage aus dem Kapitel »Geologie«, die Darstellung des Granits, des über ihm entstehenden Bodens und die Zusammensetzung dieses Gesteins ist wirklich sehr gut gebracht. Es scheint aber leider zu bald das in der Lehrerschaft nur allzu lebendige Bestreben, möglichst gelehrt zu erscheinen, auch hier zum Nachteil der Museumsschöpfung die Oberhand gewonnen zu haben.

Gerade darin liegt ein erheblicher Fehler in allem, was Schul- und Lehrzwecken dienstbar gemacht wird. Die Lehrerschaft scheint in Deutschland (und das hat mir auch das Leipziger Schulmuseum wieder nahe gelegt) ebenso wie anderswo kein Zutrauen zu sich

selbst, zu seiner »lehrereigenen« Art zu haben, sonst würden ihre Schöpfungen mehr »eigenbetont« und nicht immer beeinflußt sein von allen möglichen scheinbar als Ideal vorschwebenden Bildungsrichtungen, die von der Schule und vom Pädagogisch-Didaktischen viel weiter entfernt sind, als die Lehrerschaft selbst ahnt.

Diesen Eindruck hinterließ, wie erwähnt, auch das allerdings auf bedeutend höherer Stufe stehende »Naturkundliche Heimatmuseum« in Leipzig, das am Vormittag des 12. April unter Führung des Leiters besichtigt wurde.

Das Museum ist Eigentum des Leipziger Lehrervereins, allerdings ist der Rat der Stadt finanzieller Hauptträger und dürfte es auch in absehbarer Zeit übernehmen. Die Arbeiten leistet eine Arbeitsgemeinschaft von sechs gleichberechtigten Abteilungsleitern seit etwa zehn Jahren. Das Aufsichtspersonal ist so eingestellt, daß jeder irgendein Handwerk kann. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, in Eigenregie fast alles zu machen. Zwischen der Universität und dem Museum bestehen enge Beziehungen. Die Darstellung beschränkt sich auf das Gebiet, das die Leipziger auf ihren Sonntagsausflügen erreichen können. Die Objekte stammen durchwegs aus diesem Gebiete und sind genau mit Funddaten versehen. Diese Funddaten sind bewußt nach außen sichtbar gemacht. Man ist wie ich der Ansicht, daß nur dadurch das Objekt in Beziehung zu dem Beschauer tritt.

Die Aufgaben des Museums sind:

1. Ausbau einer volkstümlichen belehrenden Schausammlung für alle Schulgattungen bis zur Universität.
2. Anlage einer Studiensammlung und eines Heimatarchivs.
3. Anlage eines bibliographischen Archivs vom Buch bis zur Zeitungsnotiz, bezüglich auf ganz Sachsen.
4. Eine Sammlung von Aufnahmen aus dem ganzen Gebiet.

Das Museum veranstaltet Wechselausstellungen, zum Beispiel im Frühjahr eine Ausstellung von lebenden Singvögeln, ebenso auch Lichtbildvorträge, Kurse und Arbeitsgemeinschaften. Zu diesem Zweck ist ein »Heimatkundliches Institut« vorhanden, mit einem sehr schönen Vortragssaal mit Lichtbildapparat, Kursräumen und dem ganzen Instrumentarium, Mikroskopen und dergleichen. In dieser Hinsicht ist fast das verwirklicht, was ich seit langem für das Landesmuseum anstrebe.

Das Museum selbst ist insbesondere in seinen zu Anfang des Bestandes zusammengekommenen Darstellungen recht gut, später hat sich leider das schon beim »Dresdener Schulumuseum« bemängelte Bestreben durchgesetzt, möglichst viel und besonders Gelehrtes zu bringen, ein Umstand, der den didaktischen Wert der Sammlungen sicherlich nicht günstig beeinflusst.

Auf das Ästhetische ist ein aufmerksames Augenmerk verwendet, was den Eindruck der Sammlung sehr günstig hebt.

Ich glaube wieder am besten die Sammlung zu kennzeichnen, wenn ich einzelne Beispiele kritisiere. Recht gut ist die geologische Darstellung der Saale-Mulde. Sie ist klar und übersichtlich und nimmt auf das für Leipzig Wichtige gut Rücksicht. Unter anderem ist der Porphyrtuff, der für Leipzigs Bauindustrie eine große Rolle gespielt hat und spielt, besonders sorgsam behandelt. Die Gebäude und Denkmale, die aus ihm gebaut sind, folgen der Aufmachung in Bildern. Die Eiszeit ist mit der Darstellung durch Gletscherquerschnitte und Längsschnitte eingeleitet und zunächst recht gut gebracht. Daran schließen sich die Fremdlinge (Findlinge) und hier ist ein wesentlicher Fehler. Diese Findlinge enthalten natürlich auch Reste von verschiedenen Tierformen, die in diesen heimatfernen Gesteinen vorkommen. Das veranlaßte den Darsteller, das ganze Problem dieser Tiergruppen aufzurollen, eine Sache, die für ein Heimatmuseum viel zu weit geht.

Einige merkwürdige Anregungen bringt die botanische Abteilung. Besonders gut wirkt die Beigabe von kolorierten Photos zu den Herbarexemplaren. Die Darstellung beschränkt sich ganz richtigerweise auf einzelne in sich geschlossene Fragen.

Besonders stolz sind die Leiter der Abteilungen auf ihre biologischen Gruppen. Es sind zum Beispiel dargestellt: Eisvogelneest mit sechs Vögeln, Uferschwabennest in einer Kolonie, Storch beim Froschfang, Sommerbau eines Hamsters, Rebhuhn mit Gelege usw. Die Gruppen sind nach Aufnahmen in der Natur und genauem Studium im Originalmaterial (natürlich mit Gipsunterlage) dargestellt.

Und gerade darin sehe ich gar keine besondere Stärke der Sammlung. Solche Nachbildungen zeigen dem Beschauer im Grunde genommen nicht mehr als jedes gute Bild, insbesondere jedes Stereobild im Guckkasten. Schon eine Reihe von solchen Stereoaufnahmen bietet mehr, gar nicht zu reden vom Film. Andererseits aber sind

es ja doch nur Nachbildungen im Präparat und brauchen insbesondere bei einer allgemeinen Durchführung in den vielen kleineren Heimatmuseen ein ungeheueres Material. Man bedenke nur. Die Darstellung des Eisvogels hat die Vernichtung einer ganzen Brut zur Folge. Wo sollen die zahlreichen Heimatmuseen die fünf bis sechs Eisvögel hernehmen, ohne daß das Tier an den Rand der Ausrottung gebracht wird?

Entweder dürfen derartige Darstellungen nur an sehr häufigen Formen und nicht allgemein durchgeführt werden oder man muß darum besorgt sein, eine andere Art der Darstellung zu finden. Überdies hängt ihr noch das Moment an, daß sie kaum zum Nachdenken anregt, sondern beim Betrachten stehen bleiben läßt.

Als erheblichen Mangel habe ich in diesem ausgesprochenen Schulmuseum das Fehlen jeder Spur von Betonung des Naturschutzes gefunden. Das war übrigens auch für das Dresdener Schulmuseum typisch. Hier hat man sogar offenbar diesen Mangel empfunden und rasch eine Zusammenstellung der schützenswerten Vögel hereingesetzt.

Damit ist gar nichts getan. Nicht die Frage Naturschutz ist museal zu behandeln, sondern der Naturschutz muß meiner Ansicht nach der »rote Faden« sein, der durch die ganze Aufstellung oder wenigstens durch wesentliche Teile der Aufstellung, besonders durch die biologischen Sammlungen, zieht. Er kann nicht eindringlich genug den Besuchern ans Herz gelegt werden.

Sehr gut ist im naturkundlichen Heimatmuseum der Gedanke, auf dem Wege eines »heimatkundlichen Instituts«, wie ich es schon seit Jahren in Wien plane und leider infolge Raummangels nicht durchführen kann, den Besuchern und insbesondere ernsteren Arbeitern im Museum die heimatliche Natur nahezurücken.

Das Museum verfügt nicht nur über einen Vortragssaal mit Lichtbilderapparat, sondern auch über Kursräume mit Mikroskopen und dem sonstigen nötigen naturkundlichen Instrumentarium, ferner über eine gut eingerichtete Bibliothek, ein Lichtbildarchiv, Dunkelkammer, Aufnahmeapparate u. dgl. Die Museumsarbeitsgemeinschaften machen auch Ausflüge, mittels welcher das im Museum Gesehene durch Anschauung vertieft wird.

Das kann nicht genug hervorgehoben werden. Ein richtiges heimatkundliches Museum muß diese Ergänzung haben, die meiner Ansicht und meinen Absichten nach noch um eine Einrichtung für Filmvorführungen zu erweitern ist.

Am Nachmittag des gleichen Tages trafen die Teilnehmer in Halle a. d. S. ein und besuchten die »Landesanstalt für Vor- und Frühgeschichte«. Der Direktor der Anstalt, Dr. Hahne, gab einen Überblick über das Wesen und die Ziele des Museums, das in einem 1910 begonnenen, 1912 fertiggestellten Neubau untergebracht ist. Die jetzige Aufstellung wurde 1918 eröffnet.

Das Museum der Landesanstalt ist vor allem hinsichtlich seiner Ausstattung an Raum und an Werkstätten mustergültig. Neben einem außerordentlich großen und mit allem modernen Komfort ausgestatteten Laboratorium ist eine vollständige Tischlerei, ferner eine Schmiede und eine Gipsformerei eingerichtet und auch das nötige Personal vorhanden. Die Arbeitsräume sind ausgedehnt und vor allem ist sehr viel Arbeitsraum für Studenten vorhanden.

Das von der Landesanstalt aufgebrachte Material ist außerordentlich umfangreich und auch sehr gut für den wissenschaftlichen Gebrauch inventarisiert; dies in der Art, daß es wie eine Bibliothek benützt werden kann. Wissenschaftlich scheint also das Museum oder besser gesagt die Landesanstalt vorzüglich zu entsprechen.

Ganz anders ist es mit der Sammlung, die für Schanzwecke eingerichtet ist. Sie häuft außerordentlich viel Material, bringt da und dort einen ganz guten Gedanken, gliedert aber nicht in Fragen und ermangelt aller Übersichtlichkeit.

All das würde das Museum nicht als besprechenswerte Sache erscheinen lassen. Nun verbindet aber Direktor Hahne damit einen Versuch, die alten Volksbräuche mit Hilfe von »Wandervögeln« wieder zu beleben. Diese Tanz- und Brauchfeste finden in dem überwölbten Glashof statt, in dessen Mitte ein alter Opferstein aufgestellt ist. Eine eigene Rüstkammer von Strohpuppen, Sonnenrädern, Osterhasen und verschiedenstem Material zur Darstellung des alten Brauchtums ist angelegt und wird zu diesen Festen benützt.

Unwillkürlich erinnerte ich mich an das Museum für sächsische Volkskunst in Dresden, das ja ebenfalls die Öffentlichkeit in das Museum hereinzieht. Während aber dort die ganze Sache ungekünstelt aus der sächsischen Volksseele heraus geworden ist, mutet dieser Versuch in Halle geradezu als Parodie an. Es ist meiner Meinung nach einfach ausgeschlossen, auf diesem Wege Brauchtum, das nur bodenständig und im Zusammenhange mit Landschaft und Ortschaft denkbar ist und an dem notwendigerweise der Genius

loci kleben muß, wieder zu erwecken. Das ist ein theatermäßiger Konservierungsversuch, aber keine Belebung.

Von Halle an trennte ich mich von der gesamten Teilnehmer-schaft und fuhr am Nachmittag über Jena und Erlangen durch den fränkischen Jura nach Nürnberg, wo mich bis zum 14. April das Studium des »Germanischen Museums« in Anspruch nahm.

Es gehört mit zu dem Besten, was ich an Museumsschöpfungen in Deutschland sah. Vor allem ist die Aufstellung durch eine entsprechend lockere Anordnung nicht nur genießbar, sondern genußreich gemacht. Das trifft vielleicht einzig und allein nicht für die Trachtensammlung zu, in der eine Änderung nicht durchgeführt werden konnte, da der Eigentümer, ein alter Herr, jede Veränderung hintanhält.

Das hervorstechendste Merkmal im Germanischen Museum ist die geradezu souveräne und wohl absichtliche Vernachlässigung der Legende und sogar der Beschriftung. Sie spielt kaum eine wesentliche Rolle. Wenn ich es trotzdem als ein didaktisch vorzügliches Museum bezeichne, so hat dies seinen Grund darin, daß die Durcharbeitung der Aufstellung derart planmäßig ist, daß die Objekte selbst reden und Beschriftungen unnötig machen.

Das empfindet man schon in der großartigen Sammlung von Möbeln, die, sehr geschmackvoll und sorgsamst nach Stilfolgen geschieden, zu Interieurs vereinigt sind, die aber keineswegs Wohninterieurs nachahmen. Es sind ausgesprochene Museumsinnerräume, die hier mit altem Mobiliar im weitesten Sinne gestaltet erscheinen. Gotik, Renaissance und Barock walten vor, das Rokoko ist immerhin noch gut vertreten, Empire und die jüngeren Stilformen treten zurück.

Auch die Bildergalerie ist recht eigenartig in kleinen Räumen untergebracht und gewinnt dadurch an Übersichtlichkeit.

Am besten zeigt die Waffensammlung, was eine wirklich hervorragende Aufstellung aus einer Sammlung zu machen imstande ist. Sie gehört mit Ausnahme der ganz prächtigen Kollektion gotischer Schwerter keineswegs zu den besonders hervorragenden ihrer Art. Vor allem ist gar keine Rede von einer auch nur annähernden Bedeutung gegenüber der Wiener. Und doch wirkt sie auf das Publikum viel großartiger und eindrucksvoller als diese. Es fehlt kaum etwas Typisches, die einzelnen Typen sind nicht durch Wiederholungen entwertet, sondern entsprechend hervorgehoben, die

besonderen Waffengattungen durch Zusammenfassung entweder in einem Raumabschnitt oder in einer Vitrine entwicklungsgeschichtlich dargestellt. Ganz ausgezeichnet!

Bekannt ist die Sammlung von Wohninterieurs (ungefähr 20) aus allen Teilen Deutschlands. Sie greifen bis in unser Gebiet (Tirol, Salzburg) hinüber und reichen bis zur Wasserkante und vom Rhein bis in den fernsten deutschen Osten. In einem riesigen Raum sind sie eingebaut, der Raum ist um die Interieurs konstruiert, so daß die volle Originalität gewahrt ist. In diesen Zusammenhang gehören auch die vier sehr schönen alten deutschen Bürgerräume aus Nürnberg selbst. Daran schließen sich sehr gute Aufstellungen über die Entwicklung der Hausformen und der Geräte.

Geradezu überwältigend ist der Eindruck, den die Kostümsammlung macht. Obwohl sie infolge der Eigenwilligkeit des derzeitigen Besitzers, der sie als Leihgabe im Museum hat, in ihrer Aufstellung nicht zur Geltung gebracht werden kann, verfehlen die Zahl und Vollständigkeit der zusammengestellten Kostüme sowohl wie die abgesondert untergebrachten Schuhe, Gürtel, Schnallen, Knöpfe, Häubchen u. dgl. nicht ihre Wirkung. Wenn diese Sammlung einmal entsprechend den in den übrigen Sammlungen des Germanischen Museums geübten Grundsätzen zur didaktischen Wirkung gebracht sein wird, dürfte sie auf der ganzen Welt ihresgleichen nicht haben.

Erwähnenswert wäre noch ein kirchliches Interieur, das in sich geschlossen zur Darstellung gebracht ist und die recht gute Sammlung von Rechtsaltertümern, die allerdings hinter der im Bayrischen Nationalmuseum und der Lieblichen hier im Niederösterreichischen Landesmuseum ziemlich zurückbleibt, wengleich sie das eine oder andere in Nürnberg gebräuchliche Stück besitzt, das in diesen Sammlungen nicht vertreten ist.

Dagegen ist von großem Interesse und größter Einzigkeit die Sammlung von Leibzeichen, Resten der Kleidung oder auch des Körpers von Delinquenten (zum Beispiel Gewandstücke, Finger, Ohrläppchen u. a.), die dem betreffenden Akt über ihn beigegeben waren. Sie sind mit den Originalakten versehen.

Man verläßt das Museum mit dem Eindruck, daß hier wirklich ganze Arbeit in besonderer Art geleistet wurde. Es zieht ein Prinzip durch die Sammlung, das ihr nicht künstlich aufgefropft, sondern augenfällig aus ihrem Reichtum, ihrem Alter und den ge-

gegebenen Raumverhältnissen hervorgegangen ist. Man sieht aber auch, daß hier museale Arbeitskräfte emsig am Werke sind und die Schausammlungen einer steten aufmerksamen Umstellung und Anpassung an die Forderungen der Neuzeit unterziehen.

Ich habe vorstehend meine Beobachtungen, soweit sie mir wertvoll erschienen, mitgeteilt. Der Bericht umfaßt nicht alle Museen, die ich während der Zeit besuchte. Eine Reihe davon, wie die zoologischen Sammlungen in Dresden oder das Völkerkundemuseum dort, bringen so gar nichts Neues hinsichtlich Musealtechnik, daß ich es nicht der Mühe wert finde, hier etwas über sie zu sagen, andere kommen musealtechnisch in diesem Zusammenhange nicht in Betracht. Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne einige zusammenfassende Worte über meine Auffassung von der Einrichtung von Schausammlungen dem Gesehenen entgegenzustellen und mit ihm zu vergleichen.

Ich war eigentlich überrascht, bei der Tagung, die ja einen Großteil der im musealen Wirken führenden Persönlichkeiten vereinigte und zum Teil als Vortragende in Dienst gestellt hatte, die überdies einen erheblichen Teil der bedeutenden Museen Deutschlands berührte, so wenig moderne musealistische Gedanken und vor allem Gedankenzusammenfassungen gefunden zu haben.

Mit Ausnahme des Dresdener Mineralogisch-geologischen Museums, des Nürnberger Germanischen Museums und des Landesmuseums für sächsische Volkskunst verriet eigentlich kein einziges eine wirklich souveräne Beherrschung der musealen Darstellung.

Ich hatte bei der Betrachtung der verschiedenen Sammlungen und bei dem ganzen Verlauf des Lehrganges »Heimatmuseum« den Eindruck gewonnen, daß sich die wenigsten von den Teilnehmern und Sammlungsvorständen Gedanken darüber gemacht haben, welcher Art von Publikum ein Museum dienstbar sein muß und wie es diesem Publikum entgegenkommen muß, wenn es ein nicht nur volksbildnerischer, sondern auch volks-erzieherischer Faktor sein soll.

Meine Wahrnehmungen an den Besuchern des Niederösterreichischen Landesmuseums — ich hatte absichtlich Jahre hindurch meinen Amtsraum mitten in der Sammlung und konnte die Äußerungen der Besucher hören — zeigten mir drei Typen von Besuchern.

1. Leute, die mit größter Flüchtigkeit die Sammlungsbestände durchheilen. Ich nannte sie kurz »Museumsrenner«.

2. Solche, die sich zwar sorgsam mit dem Dargebotenen beschäftigen, aber doch nur einmal dasselbe Museum aufsuchen und lediglich bestrebt sind, sich im allgemeinen und in großen Zügen über gewisse Fragen zu orientieren.

3. Menschen, die sich wirklich Belehrung, Bereicherung und Erweiterung ihres Wissens mindestens in ganz bestimmten Sonderfragen zu holen wünschen und daher oft und oft kommen und sorgsam Glasschrank um Glasschrank durcharbeiten.

Es ist meiner Ansicht nach ein Hauptfehler, auch nur einen dieser drei Typen als bedeutungslos oder untergeordnet zu betrachten und danach die Museumseinrichtung zu treffen. Eine musealtechnisch gut aufgemachte Sammlung muß allen die Möglichkeit geben, sich aus der Aufmachung das herauszuholen, was sie bringen will.

Der Grad der erreichten Belehrung oder überhaupt psychischen Beeinflussung durch das betreffende Museum wird natürlich je nach der Zugehörigkeit des Besuchers zu einer der drei genannten Kategorien verschieden sein, die Richtung der Beeinflussung aber muß dieselbe sein. Sonst hat das Museum eben seinen Bildungs- und Erziehungszweck verfehlt.

Meiner Ansicht nach muß jede Schausammlung vor allem eine derartige ästhetische Gestaltung haben, daß sie auch den flüchtigen Besucher wenigstens von diesem Gesichtspunkt her anzuziehen imstande ist. Dieser »Museumsrenner« muß aber auch aus der Anordnung der ganzen Sammlung die Grundzüge des Bildungs- und Erziehungsversuches herauslesen können, selbst wenn er nur mit größter Eile durch die Säle geht.

Daher mein Bestreben, die einzelnen Säle zu Beantwortungen von Fragen zusammenzufassen, ein Bestreben, das auch Professor Wanderer im Mineralogisch-geologischen Museum in Dresden in ganz ähnlicher Weise verfolgt. Diese saalweisen Fragenlösungen sind gewissermaßen die größten Unterstreichungen im musealen Lehrbuch.

Fehlt diese Art der Aufmachung, tritt uns zwar eine ästhetische Lösung entgegen, die aber dieser Kategorisierung entbehrt, dann eilt der Besucher vom Typus »1« durch, ohne irgendeinen Bildungsgewinn erreicht zu haben und vor allem, ohne daß es dem Museum gelungen wäre, ihn auch nur im geringsten für das zu interessieren, wofür es geschaffen ist.

Der Besucher vom Typus »2« will sich eingehender der Sache zuwenden. Ihm muß daher die Möglichkeit geboten werden, auch die Unterfragen kennen zu lernen und sich einen wenn auch nur flüchtigen Überblick zu verschaffen (an einem Besuchsvormittag etwa), in welcher Richtung sich die Lösungen der Fragen bewegen. Einige Beispiele aus dem von Max Vancsa und mir am niederösterreichischen Landesmuseum durchgeführten Lösungsversuch werden dies zu illustrieren vermögen.

Ich habe zwei Säle der Darstellung der Erdgeschichte Niederösterreichs gewidmet. Innerhalb dieser Hauptfragen stellt jeder Glasschrank eine in sich geschlossene Teilfrage dar. Ich greife nur die eine oder andere heraus. Die Entwicklung Niederösterreichs während Oberkreide und Alttertiär, deshalb zu einer Einheit zusammengeschlossen, weil nach der Unterkreide ein klarer naturbedingter Schnitt durch die Erdgeschichte Niederösterreichs zieht, die erste große Alpenfaltung, und nach dem Alttertiär mit dem Jungtertiär zum erstenmal ein Meer von mittelländischem Charakter zur Herrschaft gelangt. Eine weitere solche Teilfrage ist die erste Mediterranstufe. Wieder eine Vitrine für sich. Zu seiner Zeit stand der Alpen-Karpathenbogen aufrecht. Durch dessen Niederbruch hatte das Meer der zweiten Mediterranstufe die Verbindung zum pannonischen Becken erlangt. Dieser »letzten Meeresbedeckung in Niederösterreich« ist wieder eine Vitrine gewidmet. Oder ein anderes (kulturwissenschaftliches) Beispiel. Ein Saal veranschaulicht die »Archäologie Niederösterreichs«. Die einzelnen Kulturepochen (ältere Steinzeit, jüngere Steinzeit, Bronze-, Hallstatt-, La-Tène-Zeit usw.) sind jede für sich in einer eigenen Vitrine dargestellt. Ähnlich sind innerhalb der Phasen aus der »Geschichte Niederösterreichs«, die der zweite kulturwissenschaftliche Saal bringt, in zwei zusammengehörigen Glasschränken die Entwicklung der Urkunden und Handschriften, in zwei weiteren das »Ständewesen«, in einem Saalabschnitt die Entfaltung der Bauernhaustypen zusammengefaßt.

Der durchschnittliche Besucher ist imstande, zu sehen, woran er ist. Er kann sich leicht zurecht finden und kann sich entweder einen Gesamtüberblick über die Entwicklung des Landes, sei es in Natur oder Kultur, an einem Vormittag schaffen, oder auch die Stellung derjenigen Teilfrage, die ihn besonders interessiert, im Rahmen des ganzen ansehen und sich dem genaueren Studium dieser Teilfrage widmen.

Wo diese Übersichtlichkeit fehlt, dort kann er aber, auch wenn ihn nicht eine ästhetisch häßliche Aufstellung abstößt und verjagt, nur durchlaufen und im besten Falle bei irgendeinem Glassehrank planlos halt machen und sich ihm eingehender widmen. Die Stellung dieses besonderen Zweiges innerhalb der ganzen Darstellung aber wird ihm ebensowenig klar werden, wie etwa irgendeine zufällig hübsche Partie in einem im übrigen unschönen Gemälde oder die Berechtigung einiger schöner Sätze in einem an und für sich uninteressanten Buch.

Dem Typus »3« der Besucher, mithin allen jenen, die sich in dem Museum eingehende Belehrung holen wollen, die es als Lehrbehelf dem Buch vorziehen, gibt nur eine klare Aufmachung die ihm zusagenden Möglichkeiten. Wir haben im Landesmuseum Besucher, die nicht einmal und dreimal, sondern zehn- und zwanzigmal kommen und sich nach einem Gesamtüberblick am ersten Tag an den folgenden dem eingehenden Studium je einer Vitrine oder eines gewissen Abschnittes der Hauptfragen widmen und ihr Studium an einem nächsten Tag fortsetzen.

Ein derartiger Lernbeflissener muß die Möglichkeit haben, sich einen leicht merkbaren Trennungsstrich zu machen, der nicht mitten im Thema aufhört. Sonst braucht er das nächste Mal, wenn er kommt, viel zu lang, um wieder den Anschluß zu finden. In einem Museum, das äußerlich noch so schön und selbst ästhetisch einwandfrei eingerichtet ist, das aber in endloser Folge, wie ein Buch ohne Absatz und Kapitel »weiterplätschert«, ist er verloren.

Die einzelnen Fragen müssen für ihn wieder leicht auffindbar sein. Die lockere Stellung, nicht das Zusammendrängen in einem Saal, muß daher eine der dringendsten Sorgen des modernen Musealisten sein. Aber auch diese vermag ihm die richtige Orientierung nicht zu erleichtern, wenn sich nicht das Bild des ganzen Saales als eine Individualität seinem Gedächtnis unauslöschlich einprägt.

Deshalb bin ich mit aller Entschiedenheit nicht nur für eine ästhetische, sondern für eine raumgemäße, individuelle Darstellung, für die Schaffung verschieden wirkender »Musealinterieurs«, die im Gedächtnis des Besuchers dauernd haften bleiben.

Es sind nicht nur kunsterzieherische Momente, die mich zu dieser ästhetischen Raumgestaltung im Musealen veranlaßt haben, sondern auch rein volksbildnerische Erwägungen.

Erst die Gänge durch die deutschen Museen und besonders durch die ästhetisch so trüben Museen Berlins haben mich die ganze Bedeutung dieser von mir immer eigentlich nur instinktiv durchgeführten und auch verfochtenen Aufstellungsart erkennen lassen.

Wo das Ästhetische fehlt, dort fehlt auch die Grundlage für jede Orientierung. Denn jeder Mensch hat in sich ein natürliches Stilgefühl, dessen Störung in unserer Zeit des kulturellen Niederganges mächtig weit vorgeschritten ist, aber trotzdem, wie mir auch meine Museumsgänge in Deutschland und die Beobachtung des Publikums dort gezeigt haben, nicht so allgemein ist, als ich befürchtet habe.

Dieses Stilgefühl und Stilbedürfnis im künstlerischen Schauen ebenso wie im intellektuellen Erfassen und überhaupt in jedem seelischen Aufnahms- und Wiedergabevorgang in den Gliedern unseres Volkes wieder zu wecken, neu zu beleben und unaufhörlich lebendig zu erhalten, ist die dringendste Aufgabe unserer ganzen kulturellen Arbeit.

In dieser Richtung muß sich, wie ich glaube, auch unser museales Schaffen, Gestalten und Wirken auf das Publikum bewegen.

Ich freue mich, bei der deutschen Tagung »Heimatmuseum« im Wettstreit mit unseren deutschen Kollegen gesehen zu haben, daß wir in Österreich uns auf dem rechten Weg befinden, ja daß wir vielleicht sogar derjenige Faktor im deutschen Volksleben sind, der, weil noch verhältnismäßig weniger intellektualistisch und mechanistisch beeinflusst, eine Schrittmacherrolle in der Aufwärtsbewegung des wahren, innenkulturellen Lebens unseres Volkes wird übernehmen müssen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1926

Band/Volume: [20_1](#)

Autor(en)/Author(s): Schlesinger Günther

Artikel/Article: [Lehrmuseum und Heimaterziehung 3-31](#)